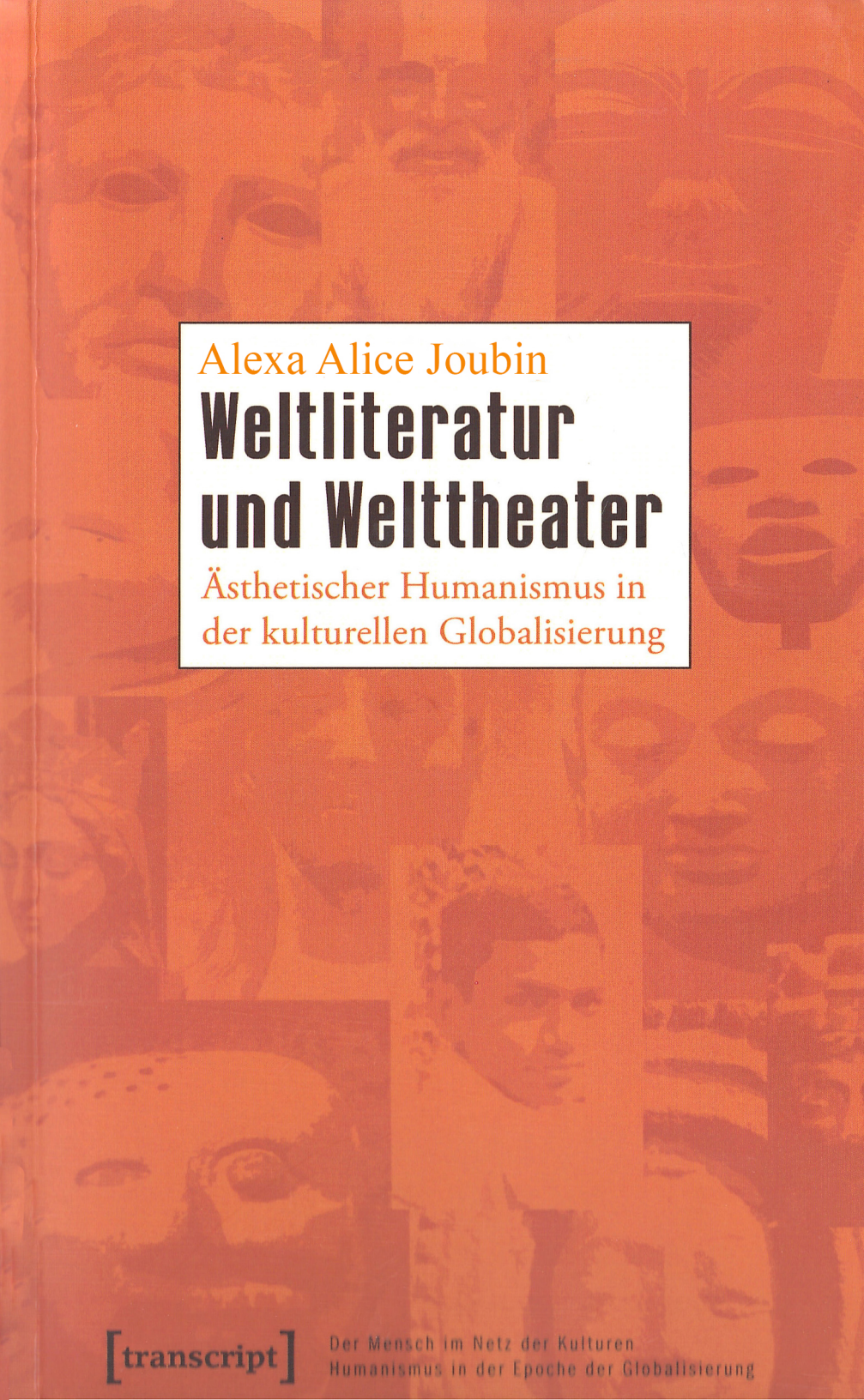

Alexa Alice Joubin

Weltliteratur und Welttheater

Ästhetischer Humanismus in der kulturellen Globalisierung

[transcript]

Der Mensch im Netz der Kulturen
Humanismus in der Epoche der Globalisierung

Epilog

Neue Herausforderungen der geisteswissenschaftlichen Ausbildung

Der Begriff des Humanismus wurde von dem deutschen Philosophen und Bildungspolitiker Friedrich Immanuel Niethammer im 19. Jahrhundert verwendet, um geisteswissenschaftliche Bildungsziele in Schulen und Universitäten zu beschreiben.[1] Nach den Erkundungen des Humanismus in Weltliteratur und Welttheater will ich deshalb am Ende dieses Buches auf den Humanismus in der universitären Ausbildung zu sprechen kommen.

Martin Heidegger hatte Recht, als er 1939 in Freiburg betonte, dass die Frage »Wer ist der Mensch?«, von größerer Bedeutung sei, als die meisten sich vorstellen könnten. Mit der Infragestellung des Begriffes Mensch und nicht des rationalen Humanismus der griechischen Antike, der Renaissance oder der Aufklärung legte der Philosoph nahe, dass ihre Beantwortung die Aufgabe Europas in diesem und dem folgenden Jahrhundert sein wird.[2] Für Heidegger war Humanismus nicht nur das Wesen der menschlichen Kulturen, sondern das Wesen der Wahrheit des Seins.[3] Trotz seiner Verbindungen mit dem Naziregime und vieler Kontroversen lieferte Heidegger wichtige Hinweise, um über Humanismus heute nachzudenken. Wie in dem Buch gezeigt,

1 Tony Davies: *Humanism*, 2. Auflage, London 2008, S. 10.

2 Martin Heidegger: *Nietzsche*, Bd. 3, hg. v. David Farrell Krell, San Francisco, 1984, S. 102.

3 Martin Heidegger: »Brief an den Humanismus«, in: *Gesamtausgabe*, Bd. 9, Frankfurt 1976, S. 345.

geht der Humanismus alle Nationen unserer Epoche etwas an und eine der wichtigsten Aufgaben ist es, der eurozentrischen Tradition des Humanismus eine globale Perspektive entgegenzustellen.

Ein Grund dafür, warum der Humanismus in unserer Zeit so wichtig bleibt, liegt laut Jörn Rüsen in seiner Fähigkeit, das menschliche Leben nachvollziehbar zu machen, indem man nach den subjektiven Gründen für menschliches Handeln anstatt den objektiven Ursachen fragt. Tatsächlich betont der Humanismus die Subjektivität der menschlichen Erfahrung. Ich reagiere mit diesem Buch unter anderem auf Professor Rüsens Aufruf zum Handeln, den er in der Einleitung zu dem von ihm mitherausgegebenen Buch *Humanism in Intercultural Perspective* formulierte. Es heißt dort, Literatur ist ein wichtiges Medium, »ohne das der Humanismus seine Befähigung zu menschlicher Vorstellung verlieren würde«.[4] Im vorliegenden Kapitel widme ich mich dem Humanismus in der literarischen Ausbildung in den USA, einem Thema, das vor kurzem von Geoffrey Galt Harpham, dem Präsidenten des National Humanities Center in North Carolina als das »nächste große Ding« angekündigt wurde.[5]

Klassiker und historische Ereignisse in Beziehung zur Gegenwart zu setzen, war und ist eine der größten Aufgaben geisteswissenschaftlicher Ausbildung in den USA. Das Kapitel widmet sich anhand zweier Beispiele, nämlich der Shakespeare-Forschung und der Weltliteratur, den Schwierigkeiten eines historistischen bzw. gegenwartsbezogenen Lehransatzes.

Werden Klassiker heute noch studiert, weil sie universelle Werte vermitteln und den heutigen Lesern etwas mitzuteilen haben? Oder nur, weil sie uns erlauben, einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen? Worin besteht die Beziehung zwischen »jetzt« und »damals«? David Lowenthal spricht von Vergangenheit als einem fremden Land[6] und damit einem Konzept, das die Beziehungen zwischen dem Text und der Historizität des Lesers umfasst. Neuere Diskussionen um die

4 Jörn Rüsen: »Humanism in the Era of Globalization: Ideas on a New Cultural Orientation«, in: Jörn Rüsen, Henner Laass (Hgg.): *Humanism in Intercultural Perspective: Experiences and Expectations*, Bielefeld 2009, S. 17–18.

5 Geoffrey Galt Harpham: *The Humanities and the Dream of America,* Chicago 2011, S. 99–122

6 David Lowenthal: *The Past Is A Foreign Country*, Cambridge 1988.

Bedeutungsproduktion betonen oft die Politisierung von Kunstwerken, ihre historische Authentizität sowie ihre ideologische Autorität. Diese Debatten beeinflussen natürlich auch die geisteswissenschaftliche Ausbildung, bei der sich die Gegenwart in der Vergangenheit spiegelt und umgekehrt.

Walter Benjamin schrieb, das Kunstwerk besitze ein Hier und Jetzt, ein »einmaliges Dasein an dem Orte, an dem es sich befindet«.[7] Ungeklärt blieb die Frage, wie nachgeborene Kritiker mit der Geschichtlichkeit eines Kunstwerkes umgehen sollten. Um das Problem deutlicher zu machen, beginne ich mit dem gegenwartsbezogenen Ansatz. Er stellt eine Methode dar, gegenwärtige Ereignisse in vormodernen Kunstwerken zu lesen. Dabei wird die Gegenwart des Kunstwerkes zeitlich wie räumlich ausgedehnt und die Historizität des gegenwärtigen Rezipienten vorausgesetzt. Der Shakespeare-Spezialist Alan Sinfield schreibt provokativ, Shakespeare kenne einen Weg, alle künftigen Möglichkeiten bereits in sein Schreiben zu integrieren.[8] Die Neigung, die Gegenwart in die Vergangenheit hineinzulesen, ebnete den Weg für die »zeitlosen« universellen Klassiker, wie beispielsweise Shakespeares Werke. Man sagt, diese Werke seien ihrer Zeit voraus und viele vormoderne Werke werden als postmodern in ihrer Gestaltung angesehen. Hugh Grady und Terence Hawkes gehen noch einen Schritt weiter, wenn sie behaupten, wir könnten der Gegenwart nicht entgehen. Wenn überall und immer die Gegenwart die Vergangenheit sprechen macht, dann spricht sie immer und nur zu und über uns.[9]

Akademiker mit einem historistischen Ansatz nähern sich den Klassikern auf anderem Weg. Stephen Greenblatt lädt uns zu einem Gespräch mit den Toten ein. In den neuen historistischen Ansätzen finden wir Überschneidungen mit dem rein gegenwartsbezogenen Ansatz, denn gegenwärtige Einlassungen des Historikers stellen das eigene Interesse offen heraus und wenden das Lesen somit in eine Bestandsaufnahme heutiger Bedürfnisse und Ängste. Bei Greenblatt heißt es:

---

7 Walter Benjamin: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt a.M. 1977, S. 11.

8 Alan Sinfield: »*Macbeth*: History, Ideology, and Intellectuals«, in: *Critical Quarterly* 28.1-2 (1986), S. 63–77.

9 Hugh Grady, Terence Hawkes: *Presentist Shakespeares*, London 2007, S. 5.

»I began with the desire to speak with the dead […] I wanted to know how Shakespeare managed to achieve such intensity, for I thought that the more I understood this achievement, the more I could hear and understand the speech of the dead. […] The mistake was to imagine that I would hear a single voice, the voice of the other. If I wanted to hear one, I had to hear the many voices of the dead. And if I wanted to hear the voice of the other, I had to hear my own voice«.[10]

Kein Zweifel, dass viele von uns in ihren Kursen gern der Prämisse folgen würden, die Geschichte zum Leben zu erwecken. Die polyphone Geschichte, von der Greenblatt spricht, ist eine Herausforderung für den Dozenten. Wir arbeiten daran, den Studenten die Vergangenheit vor Augen zu führen, ganz gleich, ob wir es mit literarischen Werken aus der eigenen Kultur oder einer fremden zu tun haben. Aber was bitte sollen die Studenten von diesen Gesprächen mit den Toten lernen? Dringende Fragen unserer Zeit haben die Beziehungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart sowie zwischen lokalen und fremden Kulturen intensiviert, wobei uns entweder die Aktualität oder aber die historische Bedeutung zum Nachdenken über die eigenen Prämissen anregt.

Wenn wir genügend suchen, finden wir bestimmt Beispiele unserer Zeit in historischen und literarischen Texten. Aber welche philosophischen und ethischen Absichten sind damit verbunden? Vor nicht allzu langer Zeit benutzte die US-Regierung »Macbeth« in besorgniserregender Weise: Im September und Oktober 2004 unterstützten das Verteidigungsministerium und die Nationale Kunst-Stiftung Shakespeare-Gastspiele auf US-Militärbasen in den Vereinigten Staaten. Dabei war der »Macbeth« der Alabama Shakespeare Company mit 1 Million Dollar finanziell am besten ausgestattet und wurde allein in 13 Militärstützpunkten gespielt. Dass die Wahl zu einer Zeit, da sich die USA im Krieg befanden, auf »Macbeth« fiel, lässt natürlich über die beabsichtigte Interpretation der blutigen Tragödie spekulieren.[11]

10 Zit. in: Marjorie Garber: »Shakespeare as Fetish«, in: *Shakespeare Quarterly* 41.2 (Summer 1990), S. 243.

11 Siehe dazu Todd Landon Barnes: »George W. Bush's Three Shakespeares: Macbeth, Macbush, and the Theater of War«, in: *Shakespeare Bulletin* 26.3 (Fall 2008), S. 1ff.

Die Unterschiede zwischen der historistischen und der gegenwartsbezogenen Lesart literarischer Texte erinnert uns immer wieder daran, dass die Werke in einer Welt existieren, in der Glaubenssysteme entstehen und zerbrechen oder Wandlungen unterworfen sind. Die literarischen Werke sind nicht nur Produkte solcher Glaubenssysteme zur Zeit ihrer Entstehung, sondern auch Mittler, die lange danach Wirkungen zeitigen. Literarische Werke werden bedeutsam, gerade weil sie voller Bedeutungen sind, die nicht nur von ihren Autoren, sondern auch von anderen kommen, für die sie eine Rolle spielten.

Einige Akademiker meinen, der Wert eines Kunstwerkes bemesse sich an der Entfernung und den Unterschieden zu uns.[12] Andere hingegen meinen, eine Überbewertung der Unterschiede führe dazu, dass Studenten keine anderen Texte mehr als ihre eigenen lesen und analysieren würden. Es stimmt, dass wir die Vergangenheit immer aus einer Perspektive sehen, die sie nie hatte.[13] Im Kontext der Ausbildung stellt sich folgendes Problem: Wenn das Interesse der Studenten lokalen und aktuellen Problemen gilt, warum sollen sie dann überhaupt literarische Werke aus einer anderen Zeit oder gar aus dem Ausland lesen? Wenn wir auf der anderen Seite streng historisch herangehen, mit welchem Recht nähern wir uns einem Thema mit unseren Begriffen (Homosexualität, Heterosexualität, Unterdrückung) anstatt mit ihren?[14]

Hier ist es hilfreich, einen Blick auf Shakespeare und die Art, wie er und seine Werke in den USA vermittelt werden, zu werfen. Das erste Problem ist, dass die Studenten Shakespeare als etwas nehmen, was jedem englischsprechenden Menschen vertraut ist, mit dem Ergebnis, dass Schlüsselfragen übersehen werden. Ist Shakespeare überhaupt noch von Bedeutung? Wenn ja, für wen und inwiefern? Die enge Verbundenheit von Shakespeare und der englischen, westlichen Literatur hat es für Studenten so gut wie unmöglich gemacht, ihn zu ignorieren oder ihre Schwierigkeiten mit ihm zuzugeben.[15] In Taiwan mag es ähnlich sein, wenn taiwanische oder chinesische klassische Literatur auf dem Lehrplan stehen. Der Kulturanthropologe Clifford Geertz schlägt darum vor, dass Dozenten wie auch Studenten zunächst den Text der eigenen Kultur und den eigenen Annahmen »entfremden«

12 David Scott Kastan: *Shakespeare After Theory*, London 1999, S. 16f.

13 Greg Dening: *Performances*, Chicago 1996, S. 58, 72.

14 Bruce Smith: *Premodern Sexualities*, PMLA 115.3 (May 2000), S. 321.

15 Lisa Jardine: *Reading Shakespeare Historically*, London 1996, S. 2f.

sollten, was eine Interaktion zwischen uns selbst und unseren Vorgängern oder anderen Kulturen möglich mache. Ich persönlich würde hierbei einen dramaturgischen Ansatz empfehlen. Shakespeare, aber auch viele andere Texte laden uns ein, mit Augen und Ohren zu lesen und zu schauen, wie Sprache und andere Zeichen auf der Bühne, der Leinwand oder in unserer Vorstellung funktionieren. Die Dramaturgie ist dabei eine nützliche Methode, die geschichts- und die gegenwartsbezogene Lesart zusammenzuführen, da sie Gelegenheit zu einer ganzheitlichen Analyse bietet, die die Geschichte und ihre Darstellung miteinbezieht.[16] Dramen besitzen eine ganz besondere raum-zeitliche Präsenz. Zuallererst wäre da die textliche Präsenz des gedruckten Werkes, gefolgt von seiner genrespezifischen Bühnenpräsenz. Jede Aufführung ringt wiederum mit drei verschiedenen Raum-Zeit-Ebenen: da wäre die der gegenwärtigen Inszenierung, die des Stückes selbst und schließlich der Raum und die Zeit, da das Drama geschrieben wurde. Diese verschiedenen Schichten liefern genügend Stoff zum Unterrichten.

Während sich diejenigen, die Shakespeare unterrichten, mit der behaupteten Vertrautheit der Studenten mit dem Dichter auseinanderzusetzen haben, haben es Dozenten für nicht-westliche oder Welt-Literatur mit ganz anderen Widerständen zu tun. Die Vorzüge globaler Unterrichtsmodelle für Weltliteratur werden zwar anerkannt, aber eines der umstrittensten Themen ist die übersetzte Literatur und wie diese in Zeiten der Globalisierung gelesen werden soll – getrennt von westlicher Weltliteratur oder mit ihr zusammen? Einige der Fragen kommen von der Gettoisierung der nicht-westlichen Literaturwissenschaft. Und auch wenn die vergleichende Perspektive für die Studenten hilfreich sein soll, funktioniert dieser Ansatz nicht immer. Rey Chow kritisiert die Annäherung an den Osten in der akademischen Forschung und Lehre heftig:

»More often than not, it is assumed that comparison occurs as a matter of course whenever we juxtapose two (or more) national languages and literatures, geographical regions, authors, or themes, and rarely do critics stop and ponder what the gestures of comparing consists in, amounts to, indeed realizes,

16 Ros King: *Dramaturgy: Beyond the Presentism/Historizism Dichotomy, Shakespeare in Europe - History and Memory*, Internationale Konferenz in Krakau, Nov. 2005, unveröffentlichtes Manuskript.

and reinforces. These days, the term ›comparative‹ is often used in tandem or interchangeably with words such as ›diverse‹, ›global‹, […] ›transnational‹, and the like, […] yet the nebulousness of the term […] seems to persist in direct proportions to its popular usage«.[17]

Um die geisteswissenschaftliche Ausbildung wirklich zu internationalisieren, müssen wir als erstes eine umfassendere Sicht darauf entwickeln. Pauline Yu, Präsidentin des American Council of Learned Societies, äußerte ebenfalls Zweifel am herrschenden Eurozentrismus und der fortgesetzten Marginalisierung nicht-westlicher Kulturen in den Lehrplänen amerikanischer Universitäten. Um dem entgegenzutreten, schlägt sie die Analyse und Interpretation von Texten aus unterschiedlichen kulturellen Traditionen als Kern einer geisteswissenschaftlichen Ausbildung vor.[18]

Die Probleme beim Unterrichten von Weltliteratur entspringen aber auch noch einem anderen Aspekt des Streites um die richtige Lesart. Während auf Shakespeare-Kursen die Aufgabe lastet, die historische Wahrheit und seine Relevanz bis in die heutige Zeit zu vermitteln, muss sich die Weltliteratur mit Indifferenz und Vorurteilen gegenüber der nicht-westlichen Welt auseinandersetzen.

Das erste Problem, die Indifferenz, manifestiert sich in den Strukturen. Der Theorie-Imperialismus in der anglo-amerikanischen akademischen Landschaft ist weit verbreitet, und er findet seine Fortsetzung in den Arbeiten, die Asien zum Gegenstück des Westens, zum ewig anderen machen. Noch einmal Rey Chow dazu:

»One may perhaps counter: life is short, you can't expect specialists of ancient Greek tragedy, the Italian Renaissance, […] or the English novel to know about happenings in the Pacific region. But that alibi – of not having enough time – is precisely the heart of the matter here because it is, shall we say, a one-

17 »Einleitung« zu: Rey Chow (Hg): *Modern Chinese Literary and Cultural Studies in an Age of Theory: Reimagining a Field*, Durham 2000, S. 72.

18 Pauline Yu, Peter Bol, Stephen Owen, Willard Peterson (Hgg.): *Ways with Words: Writing about Reading Texts from Early China*, Berkeley 2000, S. 1.

way privilege. Such an alibi is simply not acceptable or thinkable for those specializing in non-Western cultures«.[19]

Diese Tendenz ist mit dem zweiten Problem, der Mystifizierung nichtwestlicher Kulturen, die wir in populären wie akademischen Diskursen finden, verbunden. Selbst Akademiker bestätigen diese Haltung häufig. Auf der einen Seite werden wir beispielsweise mit widersprüchlichen Bildern aus China überschüttet, die unsere erlernten analytischen Fähigkeiten außer Kraft setzen, und auf der anderen Seite werden die alten Vorurteile durch eine eurozentrische Weltsicht genährt und verhindern die Entwicklung produktiver Wege, China zu verstehen.[20] Angegriffen werden besonders der Poststrukturalismus und dekonstruktivistische Aneignungen der Ideen über China. Besieht man das Ganze aus einer anderen Perspektive, so findet der Historiker Jonathan Spence aber eine große Neugier des Westens auf alles Chinesische. Dieses Ungleichgewicht ist eng verbunden mit den akademischen Positionen sowohl in China als auch im Westen.

Europäische Sinologen (Francois Jullien) und Philosophen (Leibnitz) haben immer wieder den Unterschied zu China betont, um eine Antithese zur europäischen Philosophie zu formulieren.[21] Auf der anderen Seite sind chinesische Intellektuelle der Meinung, dass das Chinesische ein identifizierbares, abgegrenztes Terrain ist. Diese Obsession trägt dazu bei, alles aus China irgendwie besser, älter, also langlebiger, wertvoller, eben unvergleichlich zu finden. Diese Tendenz lässt sich als historisch gewachsene, paranoide Reaktion chinesischer Intellektueller auf den Westen erklären.[22]

---

19 Rey Chow, *The Age of the World Target: Self-Referentiality in War, Theory, and Comparative Work*, Durham 2006, S. 13.

20 Xudong Zhang: »The Making of the Post-Tiananmen Intellectual Field: A Critical Overview«, in: ders. (Hg.): *Wither China? Intellectual Politics in Contemporary China*, Durham 2001, S. 1.

21 Francois Jullien: *La valeur allusive des catégories originales de 'interpretation poétique dans la tradition chinoise: contribution à une réflexion sur l'altérité interculturelle*, Paris 1985; Francois Jullien, Thierry Merchaisse: *Penser d'un Dehors (la Chinese): Entretiens d'Extreme-Occident*, Paris 2000.

22 Rey Chow: *Modern Chinese Literary and Cultural Studies in an Age of Theory*, S. 2f.

China muss wieder entmystifiziert werden, ohne dabei Entfernung und Unterschiede zu negieren. Dieses Ziel zu erreichen ist meiner Meinung nach nicht nur eine Frage der Bildung, sondern der interkulturellen Bildung. Text- und Kontextanalyse sind Schlüsselkompetenzen geisteswissenschaftlicher Bildung. Die Analyse eines ausländischen Textes wirft Fragen auf, die Studenten dazu bringen können, die Dinge aus einem anderen Blickwinkel als ihrem antrainierten zu sehen. Genauso erhellend können Fragen sein, die in einem ausländischen Text nicht auftauchen. Auch sie können den Leser dazu bringen, über Ideen, die sie für selbstverständlich halten, weil sie an eine – und zwar ihre – Kultur gebunden sind, erneut nachzudenken.[23]

Lassen Sie uns am Schluss noch einmal zu den beiden eingangs gestellten Fragen zurückkehren: Werden Klassiker heute noch studiert, weil sie universelle Werte vermitteln und den heutigen Lesern etwas mitzuteilen haben? Oder nur, weil sie uns erlauben, einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen? Wenn wir Fragen nach der Zeit stellen, können wir auch die nach dem Ort nicht vermeiden. Und eine dritte Frage muss darum lauten: Wie sollten die verschiedenen Kulturen und Orte im Zeitalter der Globalisierung in die geisteswissenschaftlichen Kurse einbezogen werden? Ein Paradox ist die Ausschließlichkeit der beiden Ansätze dazu, die doch eigentlich den Globalisierungsprozess unterstützen wollen. In der jüngeren pädagogischen und wissenschaftlichen Forschung finden wir einerseits die Tendenz, länderübergreifende Kontexte zu betonen, andererseits die der Rückbesinnung auf das Nationale. Innerhalb dieser Tendenzen finden wir zwei Arten der ›Metaerzählung‹: 1. die Vorstellung von multiplen und hybriden postnationalen kulturellen Räumen, und 2. das Insistieren auf lokale Differenzen und Wiedereinbringen des Begriffes der Nation in den Diskurs.[24]

Wirklich internationalisierte geisteswissenschaftliche Kurse sollten weder der einen noch der anderen Tendenz den Vorrang einräumen. Das Studium der Vergangenheit oder fremder Kulturen heißt nicht, eine lange Liste von Örtlichkeiten anzulegen oder die Unterschiede

23 Pauline Yu: »Comperative Literature and its Discontents«, in: De Bary, Irene Bloom (Hg.): *Approaches to the Asian Classics*, New York 1990, S. 364.

24 June Yip: *Envisioning Taiwan: Fiction, Cinema, and the Nation in the Cultural Imaginary*, Durham 2004, S. 3.

durch Fußnoten zu untermauern, vielmehr sollten bestimmte Vorurteile und Stereotype neu überdacht werden.

Während im Zeitalter des Spätkapitalismus und der Globalisierung die Entfernungen schrumpfen, dürfen wir die Unterschiede nicht vergessen. Der Übersetzer für chinesische Literatur, Howard Goldblatt, plädiert dafür, uns die Entfernungen immer wieder ins Bewusstsein zu rufen, wenn wir die Weltliteratur in Übersetzungen rezipieren.[25]

Es geht hier nicht einfach um Erkenntnis aus einer marginalen Perspektive, sondern um die Verantwortung des Übersetzers für das kulturell andere, wie Gayatri Spivak und Emmanuel Levinas es genannt haben.[26] Akademiker, die sich mit nicht-westlicher Literatur beschäftigen, sind wie Übersetzer, die trotz Globalisierung auch eine frühere Gegenwart und den Humanismus in ihren Forschungen bewahren müssen.

25 Howard Goldblatt: »Border Crossings: Chinese Writing, in Their World and Ours«, in: Corinne H. Dale (Hg.): *Chinese Aesthetics and Literature: A Reader*, Albany 2004, S. 211ff.

26 Gayatri Chakrovorty Spivak: »Translating into English«, in: Sandra Bermann, Michael Wood (Hg.): *Nation, Language, and the Ethics of Translation*, Princeton 2005, S. 108.

Aus:

Alexa Alice Joubin
Weltliteratur und Welttheater
Ästhetischer Humanismus
in der kulturellen Globalisierung

Juli 2012, 218 Seiten, kart., 27,80 €, ISBN 978-3-8376-2207-2

Das 20. Jahrhundert erlebte eine »Ästhetisierung der Politik« (Benjamin). Humanismus wurde zum politisch beliebigen Slogan, bildete aber gleichzeitig eine gemeinsame Kommunikationsbasis zwischen Künstler und Publikum. Der Band geht der gegenwärtigen interkulturellen Transformation und Verbreitung humanistisch inspirierter Literatur und Theaterkunst am Beispiel der englischen und chinesischen Tradition nach. Damit eröffnet er zugleich einen anschaulichen Blick auf einen wichtigen Aspekt der kulturellen Globalisierung. Humanismus in der heutigen Kunst ist längst kein rigider Rationalismus mehr, sondern beeinflusst autobiografische Erzählungen, favorisiert persönliche Erfahrungen gegenüber einer institutionalisierten Geschichte und fördert Neuinterpretationen eines westlichen Erzählkanons.

Alexa Alice Joubin (Prof. Dr. habil.) forscht und lehrt an der Fakultät für Anglistik und leitet das »Dean's Scholars in Shakespeare«-Programm an der George Washington University, Washington D.C., USA. Sie ist Herausgeber des »The Shakespearean International Yearbook«, Research Affiliate des Massachusetts Institute of Technology (Literatur) und Präsident der Mid-Atlantic Region Association for Asian Studies.

© 2012 transcript Verlag, Bielefeld